

als der Vorgefekte
gleichen Duelle ge-
richtig abzuschäpen!

penfleisch gut ver-
in eine Kasserolle,
einige Löffel saure
gut kochen.

ird häufig der Feh-
fen, die nicht stark
bleiben und vor-
Hierdurch begün-
stretzen von Schäd-
Ertrag. Daher soll

deutend an Wohl-
ne sie allerseits be-
et sie deshalb wohl
er der Sonne noch
Stelle der Frucht
n bekommen kann,
hten Schatten und
das Licht.

als Hauptgewächs
s Ende Juni aus-
reihen sollen 35-40
aben, der Same ist
ringen.

te Gläser fest zu-
n kaltes Wasser in
alte das Äußere in
nn die Gläser dann

hröde büßt man
e man durch Zusatz
tus und einem hal-
ist zu einem Liter
n Bürsten wird der
nachgebürstet und

auf nasse Pflanzen
gend wirkt.

besondere Estragon,
teilung die geeig-
dafi die durch Aus-
na weniger gut sind.
er verlesen und ge-
st. Man kann aber
Salz und Pfeffer

urch blaue Gefichts-
h Nussigen Erleichte-
gwidet. Auch Senf-
yt, tut gute Dienste.

gggg
gggg
gggg
gggg
gggg
gggg
gggg
gggg
gggg
gggg



etter, Glas, Wetterglas.

und heraus-
part.



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
Verlag von Adam Etienne, Destrach-Ettville.

1916. * Nr. 23.

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blis.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Selberg sah den Maler mit blühenden Augen an. „Aus Ihrem Munde lasse ich mir so ein Lob gefallen! Dafür danke ich Ihnen!“ Sie reichte ihm die Hand. Und er schob behutsam den Streifen des Hand-
schuhs ein wenig zurück und küßte das Handgelenk.

Sie duldete es lächelnd. „Doch kommen wir nun zur Sache. Also wann können wir mit der Sitzung beginnen?“

„Wenn es Ihnen recht ist, gleich morgen.“

„Sehr gut. Und die Zeit?“

„Sagen wir um zwölf Uhr, wenn Ihnen das angenehm ist.“

„Ausgezeichnet. Also auf morgen denn.“

Er gab ihr dann noch einen Rat betreffs des Kleides, in dem

er sie malen wollte, und dann ging sie hinaus, von ihm bis zur Tür des Ausgangs geleitet.

Sinnend sah er ihr nach. Im Grunde seiner Seele belächelte er sie, dennoch aber war etwas an ihr, was ihn fesselte, das fühlte er nun ganz deutlich.

„Du hattest ja Damenbesuch“, sagte seine Frau, als er hinüberkam ins Wohnzimmer.

Mit komischer Wichtigkeit nickte er: „Und was für welchen! Sehr vornehme Erscheinung. Sie wird übrigens jetzt jeden Tag kommen.“

„Ah, wieder ein Porträt bestellt?“

„Freudlich bejahte er.“

„Du arbeitest zu viel, lieber Bruno“, mahnte sie.

„O nein, mein Schatz, ich könnte sogar noch viel mehr schaffen, meinethalben könnten gern noch zwanzig Aufträge kommen.“

„Aber wozu diese Hast?“

Er legte den Arm um sie und zog sie in die Sofaede, dann begann er: „Mein Kind, das ist eine eigene Sache, die du vielleicht nicht ganz so verstehen wirst. Sieh mal, jetzt bin ich Mode geworden, und da tue ich gut, meine Zeit zu nützen, denn unser Publikum ist voller Damen, alle paar Jahre muß es einer neuen Berühmtheit zujubeln. Also so lange ich noch der Held des Tages bin, muß ich sehen, meine Schäfchen zu scheren, damit unsere Zukunft etwas gesichert ist. Siehst du, deshalb die Hast, wie du es nennst.“

Sie umfaßte ihn und bat: „Und ich muß darunter am meisten leiden, denn ich habe so gut wie gar nichts mehr von dir. Am Tage sitzt du unausgesetzt vor der Staffelei, und abends sind wir in Gesellschaft. Für uns selbst haben wir kaum mehr eine einzige freie Stunde.“

Lächelnd streichelte er ihre Hände. — „Ja, mein lieber Schatz, daran ist nun nichts zu ändern, wenigstens vorerst nicht. Früher,

als ich Jung-
geselle war,
da kummerte
ich mich den
Teufel um die
Gesellschaft,
da hatte ich für
mich allein zu
sorgen, und
was ich für
mich brauchte,
das erwarb ich
mir schon; jetzt
aber ist die
Sache anders,
nun habe ich
ein Frauchen,
und hoffent-
lich schenkt uns
der Himmel
auch noch ei-
nen Erben, da
muß ich also
mit ernsteren
Augen in die
Zukunft blit-
ten, jetzt habe
ich Verpflich-
tungen.“

„Und unser
traulich frilles
Glück geht da-
bei elend ver-
loren“, klagte
sie weiter.

„Das tut es nicht! Freilich, mein Schatz, Berlin ist nicht Arco, solch ein Idyll gibt es hier in der geräuschvollen Hauptstadt nicht. Aber deshalb verlieren wir uns doch nicht! Und schließlich dauert ja auch dieser ganze Trubel gottlob nicht ewig. Sowie ich genug habe und unsere Zukunft ein wenig sichergestellt ist, höre ich auf, dem Erfolg nachzujagen, — dann ziehen wir uns irgendwo in



Aus den französischen Vogesen: Ein Laufgraben, der durch Hausruinen führt. Phot. M. Wipperling.

ein stilles, kleines Nest zurück, leben nur uns und unserem Glück, und dann male ich wieder wie früher, wenn Lust und Stimmung mich dazu treiben." Er umfakte und küßte sie innig.

10.

Ein Brief von Werner kam. Er war jetzt in Bozen und wollte den schönen, sonnigen Herbst noch ausnützen, um fleißig zu malen. Vor Anfang des Winters würde er wohl kaum zurückkehren.

Als Bruno den Brief las, wurde er nachdenklich. Was heißt das? Was hält ihn so lange fern? Er sann und grübelte, aber er fand keine Erklärung dafür. Und schließlich gab er es auf. Jetzt fehlte ihm der Freund ja auch nicht mehr so sehr, jetzt hatte er ja mit seinen neuen Arbeiten so vollauf zu tun, daß ihm kaum für anderes noch freie Zeit blieb. So steckte er den Brief ein und ging an die Arbeit.

Zur gewöhnlichen Stunde kam der Konsul.

Bruno dankte ihm für die neue Empfehlung.

Leichtsin sagte Bertram: "Empfehlung? Ach so, die schöne Frau Selberg? Na, wie gefällt sie Ihnen? Eine raffige Person, wie? Bist du Temperament bis in die Fingerspitzen."

"Ja, eine sehr interessante Dame."

"Mehr als das, mein Lieber! Abgesehen will ich Ihnen verraten, daß sie sehr für Sie schwärmt."

"Das hat sie mir gestern selber schon gesagt", erwiderte Bruno und nahm lächelnd die Palette auf.

Und während der Konsul seine Stellung auf dem Podium annahm, sagte er geheimnisvoll und mit halbhafter Stimme: "Aber ich kann Ihnen noch mehr verraten — die Frau ist verliebt in Sie — Jarwohl, ernsthaft verliebt!"

"Ah, Sie scherzen, Herr Konsul", erwiderte der Maler, indem er die Farben auftrug.

"Durchaus nicht, Teuerster. Ich weiß es ganz genau."

"Hat die Dame es Ihnen denn gesagt?"

"Natürlich hat sie es getan, wenn auch nicht so direkt mit nackten Worten, aber sie hat sich bei mir genau über Sie und Ihr Leben erkundigt, und da sie nicht wußte, wie sie Ihnen näher kommen konnte, gab ich ihr den Rat, sich von Ihnen malen zu lassen. So, was sagen Sie jetzt? Meine ich es nicht gut mit Ihnen?"

Lächelnd dankte Bruno, malte aber schweigend weiter.

Um so lebhafter dagegen wurde nun der Konsul: "Alles, was an Photographien von Ihnen zu haben ist, hat sie sich schon angeschafft. Eine ganze Bruno Paulsen-Galerie besitzt sie schon. Nun, was sagen Sie denn dazu?"

"Oh, es ist äußerst schmeichelfast für mich."

"Ich bin überzeugt, daß wenn Sie noch ledig wären, Frau Selberg Ihnen morgen einen regelrechten Heiratsantrag machen würde." Stumm lächelnd arbeitete Bruno weiter.

"Lachen Sie nicht, Meister, es ist mein Ernst. Abgesehen wäre das keine schlechte Partie. Die Dame ist immens reich, und sie hat doch auch wohl alle Qualitäten einer Künstlerfrau."

Weiter meinte Bruno: "Aber ich kann mich doch nicht gut jetzt schon wieder scheiden lassen."

Bertram überhörte das. Interessiert fuhr er fort: "Abgesehen gibt es noch mehr Damen, die für Sie schwärmen. Sie aber scheinen gar keine Augen dafür zu haben."

"Ich bin kein Jüngling mehr. Wäre ich zehn Jahre jünger, würde ich vielleicht noch für eine Dummheit zu haben sein."

"Ach herrie! Fehlt bloß noch Schlafrock und Kappchen und der Großpapa ist fertig! Nein, Teuerster, die Pose glaube ich Ihnen denn doch nicht!"

Bruno lächelte ein wenig geschmeichelt.

Und Bertram betrachtete ihn genau und prüfend. Er hatte das Gespräch mit guter Absicht auf dies Thema gelenkt. Und als er nun sah, daß er nicht umsonst gesprochen hatte, lächelte er innerlich und dachte: Eitel sind sie doch alle, selbst die Größten. Von nun ab führte Bertram, da er vorläufig seinen Zweck erreicht zu haben glaubte, das Gespräch auf ein anderes Gebiet über...

Um zwölf Uhr kam Frau Doktor Selberg.

Und heute sah Bruno sie mit anderen Augen an. Die Worte des Konsuls klangen noch immer in ihm nach.

"Nun, sind Sie mit meiner Kleidung zufrieden?" fragte sie, als er ihr galant den Mantel abnahm.

Ein "Ah!" der Bewunderung entrang sich ihm ganz unwillkürlich, als er sie in dem eleganten Kleide vor sich stehen sah.

"Nun, gefalle ich Ihnen oder nicht?"

"Entzückend sehen Sie aus, meine Gnädigste!"

Lachend rief sie: "Es ist zwar eine Schmeichelei, aber ich will annehmen, daß sie echt ist."

"Das dürfen Sie auch!"

Kolett hielt sie ihm die Hand hin, die er küßte.

Immer noch sah er sie prüfend und bewundernd an.

Sie verstand seinen Blick, doch ganz harmlos fragte sie: "Was müssen Sie mich denn so?"

Da nahm er sich zusammen, verbarg sein Interesse und erwiderte: "Ich denke eben nach, wie ich Sie am besten stelle."

Fröhlich rief sie: "Ach, malen Sie mich recht schön, ja bitte!" Er lächelte. — "Ich brauche Sie nur zu malen, wie Sie sind."

"Sie sind ein Schmeichler, teurer Meister!"

"Durchaus nicht."

"Sogar ein ganz gefährlicher!"

"Durchaus nicht! Viel gefährlicher sind diejenigen, die solche Schmeicheleien stumm ausdrücken."

Ihre Blicke trafen sich wohl einen Augenblick lang.

Dann führte er sie aufs Podium und gab ihr die Stellung an. Und die Arbeit begann.

Kein Wort mehr sprach Bruno.

Endlich fragte sie: "Muß ich denn auch immer den Mund halten? Das ist ja ganz unheimlich."

Lächelnd verneinte er: "Im Gegenteil, sprechen Sie nur immerzu, damit nichts Starres ins Gesicht kommt."

"Um Gotteswillen keinen starren Ausdruck!" rief sie hastig und wandte den Kopf um.

Da trat er still lächelnd zu ihr, drehte ihr den Kopf wieder in die richtige Stellung, wie er ihn zu dem Bilde brauchte, und sagte: "Reden können Sie, soviel Sie wollen, aber still sitzen müssen Sie unbedingt."

"Verzeihung! Von nun an werde ich brav sein; Sie sollen zufrieden sein mit mir."

Und wirklich, so schwer es ihr auch wurde, sie saß ganz still. Aber das Sprechen konnte sie nicht lassen. Fast ununterbrochen plauderte sie mit Geist und Wit von allen möglichen Dingen, daß es ihn oft weiblich ergötzte.

Aber länger als eine Stunde hielt sie es nicht aus.

Doch er war zufrieden. Täglich eine Stunde war auch genug.

Als sie ging, schieden sie bereits wie gute Freunde: — lange und heiß küßte er ihre Hand.

Und dann sah er ihr nach, solange er sie sehen konnte, ganz in Gedanken versunken sah er ihr nach.

Er hörte nicht einmal, daß seine Frau eintrat; erst, als sie seinen Namen nannte, schrak er zusammen, wie wenn er auf unredlichen Wegen ertappt wäre.

Ein wenig erschaut sah sie ihn an. — "Was hast du denn? So kenne ich dich ja gar nicht. Ganz verlegen bist du ja."

Er wollte seinen Schreck mit Gewalt totschweigen, und burleskos lachend rief er: "Nichts habe ich, Schatz! Ich freue mich nur, daß ich auf der Welt bin, und daß es uns so gut geht!" Und er umfakte sie und drehte sie wie einen Kreisel herum, dann fing er sie auf und küßte sie hastig ab.

Ganz erschrocken sah sie ihn an. Was war denn nur geschehen? Noch nie hatte sie so etwas an ihm erlebt.

Ihr Erstaunen erstreckte ihn. Lustig fuhr er fort: "Aber so mache doch kein so zaghaftes Gesicht! Freue dich doch mit mir! Sind wir denn nicht glückliche Menschen?" Und wieder küßte er sie.

Sie aber, mit dem Feingefühl reiner Naturmenschen, sie empfand deutlich, daß in den Liebesworten die echte, leuchtende Liebe fehlte, sie fühlte es sofort, daß in ihm etwas lebte, das er ihr verheimlichen wollte. Schweigend ertrug sie es, aber in ihrer Seele war es wie ein stilles Weinen. —

Jeden Tag pünktlich um zwölf Uhr kam die schöne Frau.

Schnell und gut ging die Arbeit vonstatten, so daß Bruno ganz glücklich war. Und mit jedem Tage wurden sie bessere Freunde. Schließlich machte sie gar kein Hehl mehr aus ihrer Schwärmerei für ihn. Er jedoch, so sehr ihn ihre pikante Schönheit und ihr raffiges Temperament reizten, er hielt noch immer an sich und war ihr nichts mehr als ein guter Freund.

Eines Tages, als er schweigend malte, verglich er sie in Gedanken mit seiner Francesca. — Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Frauen! Dort die schlichte Einfachheit und die fast leuchtende, ruhige Schönheit eines reinen Naturfindes, und hier die Dame von Welt, ein Produkt unserer hypermodernen Kultur, ein Wesen voll Pikanterie und Temperament, nervös bis in die Fingerspitzen, voll von tausend Launen und tollen Einfällen, aber immer geistvoll und witzig interessant.

Und beide, beide liebten sie ihn.

Unwillkürlich fühlte er sich geschmeichelt und strich sich lächelnd über seinen jetzt so wohlgepflegten Bart.

Plötzlich rief die schöne Frau: "Sagen Sie mal, Meister, weshalb führen Sie mich denn eigentlich nie zu Ihrer Frau?"

Erschaut sah er sie an. "Liegt Ihnen daran?"

"Aber natürlich! Ich brenne darauf!"

"Gut, morgen werde ich mir erlauben, Sie zum Frühstück zu bitten."

"Angenommen! Ich werde kommen!"

Schweigen.

am Fenster und ihr dieses Runde

Die Töne w Fenster zurücktre öffnete sich, und die Straße — durchzitterte das nie hatte der re

Nun hörte si Runde brachte peitschte ihren

aber kein Gebe sie so fest vertran

Man rief ihre sie wollte ihn ni dann doch sofort

Ernst und tra in die kindlich-

jungen Mädchen Reden, der Mu leichter gewesen

Aber schon jubelte es ihm entgegen: "Er l

darf zu ihm, d Che es der

hatte sie seine H so dankbar und

ein Märchenglä seufzte tief auf

wohl nicht red — blind haben

schönen, stolzen daß du ihm ents

frische Jugend "Blind"

Magdas Lippen schöne Welt feh

Zärtlich stre blonde Haar, e

sem jungen G Hoffnungen e

dornenvollen W das Leben wie

Da hob sie flüsterten die

zu ihm, vielleicht etwas Sonne

Ein tiefes I beschämt fühlte

Dankbar sagte Die Freitreppe

wild begann M er schon dahei

Und dann f das zitternd u

wüßten sie, daß blasse junge S

Wie mit tar seine Augen,

würden die ih Teilnahm

das war ein c betreten hatte,

eine Erinnerung Und dann

aber leise abwo sollte ja der B

sehen — ach, Aus Magda

kniete an seine — und unauf

fort Jammer i Seele aufgesp

Und ganz singen — von

noch etwas S armen, lichtlo

Die Tage in gesunden T

an dem schwa wurde. Auf

Nach einem Weüchen begann sie wieder: „Ihre Frau ist schön, sehr schön!“

„Finden Sie es?“ Ruhig malte er weiter. „Unbedingt. Oft und lange habe ich ihr Bild betrachtet. Sehr schön ist sie. Aber wäre ich ein Mann und ein Künstler, mein Geschmack wäre sie nicht.“

„Ah, und warum nicht?“
„Sie ist mir — wie soll ich's nennen? — Nun, sagen wir: zu hoheitsvoll, zu unnahbar, zu erhaben. Madonnenhaft will ich nicht gerade sagen. Aber dennoch denke ich mir immer, daß man solche Frau mehr anbeten als lieben mußte.“

Schweigend malte er weiter.
Da fragte sie schnell: „Sie sind mir doch hoffentlich nicht böse für meine Offenherzigkeit?“

„Durchaus nicht! Mein Wort darauf!“

„Natürlich geben Sie mir nicht recht!“

„Ich kann es auch nicht.“

Dann wieder ein Schweigen.

Und nun fragte er: „Wie müßte die Frau beschaffen sein, die sich nach Ihrer Meinung als Gattin des Künstlers eignen würde?“

Einen Augenblick sah sie ihn schalkhaft an, dann rief sie scherzend: „Nun, zum Beispiel so wie ich!“

Da lachten sie beide.

Als er mit Francesca zu Mittag speiste, sagte er im Lauf des Gesprächs: „Die Frau Dr. Selberg möchte dich kennen lernen; ich habe sie für morgen zum Frühstück geladen. Ist's dir recht so?“

„Gewiß!“ erwiderte sie sofort.
Innerlich aber erschrak sie leicht. Sie hatte sich gewundert, daß er nie von dieser Frau ein Wort erwähnt hatte, während er ihr sonst doch alles erzählte, was sich im Atelier zugetragen hatte. Zu fragen aber, daran hatte sie nie gedacht, dazu war sie zu stolz.

Während sie stumm auf ihren Teller sah, beobachtete er sie scharf. Dann fragte er zärtlich: „Was ist dir, Kind? Du bist seit einigen Tagen so still. Fehlt dir etwas?“

Ruhig antwortete sie: „Nein, mir fehlt gar nichts.“
„Aber sonst warst du heiter! Wenn ich von der Arbeit kam, hat mich dein Frohsinn aufgeheitert und gut gestimmt — und jetzt bist du fast einsilbig. Das muß doch einen Grund haben.“

Sie zwang sich zum Lächeln. „Mir fehlt wirklich nichts. Vielleicht nur eine Wolke, die du siehst — sie wird vorübergehen.“

Da umfaßte er sie: „Checca, Kindchen, sei doch ehrlich. Ist es wieder Heimweh?“

„Vielleicht — mag sein — ich weiß es nicht.“

Und dann küßte er sie und bat: „Nach dich doch stark dagegen, Lieb! Wir müssen jetzt doch vorläufig hier leben! Denk nicht so oft an die Heimat und an all die alten Geschichten!“

Sie nickte und versprach es. Was sie aber innerlich traurig machte, das verriet sie nicht, dazu war sie zu stolz, das trug sie mit sich herum und ließ es niemand ahnen.

Am andern Tag kam die schöne Frau Selberg zum Frühstück.

Freundlich ging Francesca ihr entgegen und bewillkommnete sie. Mit sprudelnder Lebenswürdigkeit begrüßte die Frau Doktor sie. — Ein paar höfliche Nebensarten hin und her, bis man sich zu Tisch setzte. Die schöne Frau war bei brillanter Laune und ließ das ganze Feuerwerk ihres Geistes und Wipes aufblättern, fand aber dennoch nebenbei noch immer Zeit und Gelegenheit, eine unauffällige, aufmerksame Beobachterin zu sein.

Francesca aber war befangen, und sie wurde es immer mehr, je lebhafter und geistesprühender die andere wurde; endlich schwie sie fast ganz.

Als Bruno einen Augenblick abgerufen wurde, fragte Frau Doktor: „Nun, gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen in Berlin?“

„Oh, recht gut.“

„Das freut mich“, und scherzend fuhr sie fort: „Eigentlich haben Sie gar keinen so leichten Stand.“

„Wieso meinen Sie, gnädige Frau?“

„Nun, so einen berühmten Mann zu haben, ist oft kein Vergnügen — wenigstens denke ich mir das so!“

„Aber wieso denn?“

„Weil alle Welt ihn doch umschwärmt. Das müssen Sie doch auch merken?“

Francesca lächelte. — „Gewiß merke ich das.“

„Also, Sie sind gar nicht eifersüchtig?“

„Eifersüchtig! O nein!“

„Sie sagen das so verwundert. Ich meine, wenn man einen Mann liebt, muß man ihn doch eifersüchtig beobachten.“

Jetzt hatte Francesca alle ihre Ruhe wieder, denn sie fühlte, daß in diesem Augenblick sie die Stärkere war.

Und mit ganz leichter Ironie sagte die schöne Frau, die sich wütend ärgerte: „Nun ja, meine Gnädigste, Sie müssen Ihren Mann ja auch besser kennen als ich.“

Ihre Blicke trafen sich und kündigten an, daß es mit der kurzen Freundschaft bereits wieder aus war.

Dann kam Bruno wieder. Und nun nahm er sich vor, einen Vergleich zwischen beiden anzustellen, aber er kam nicht dazu, denn Frau Doktor empfahl sich sehr bald, da sie noch etwas Wichtiges zu erledigen habe.

Mit gleichender Lebenswürdigkeit ging sie davon.

„Ist sie nicht eine geistesprühende, feine Frau?“ fragte Bruno, als sie allein waren.

Ruhig antwortete Francesca: „Hätte sie so viel Herz und Gemüt, wie sie heute Geist entwickelt hat, dann wäre sie mir lieber!“

Erstaunt sah er auf. Dann meinte er: „Wenn du fortfährst, alle meine Bilderläufer so scharf unter die Lupe zu nehmen, werde ich wohl bald keine mehr haben.“ — Es sollte scherzhaft klingen, aber es hatte einen recht ernststen Nebenslang.

Und sie antwortete nichts darauf.

11.

Ende September wurde die Kunstausstellung geschlossen. Und kurz vorher war Bruno durch die Verleihung der großen goldenen Medaille ausgezeichnet worden. — Es war ein neues Blatt an seinem Ruhmeskranz. Wieder brachten die Zeitungen sein Bild und Artikel über ihn. Und wieder wurde er überlaufen von seinen vielen Bekannten und Verehrern. — Aber auch ein Gutes war dabei. Es gab wieder eine Menge neuer Aufträge.

Scherzend sagte Bruno zu Francesca: „Das Geschäft geht so gut, daß ich mir gleich ein paar Gehilfen einstellen könnte, um all die neuen Bestellungen prompt zu liefern.“ Doch im Ernst fügte er dann hinzu: „In der Tat, ich bin auf absehbare Zeit hinaus vollauf beschäftigt.“

Und die Folge davon war, daß er von nun an noch eifriger und anhaltender arbeitete wie bisher.

Mit heimlicher Angst und zunehmender Besümmernis sah Francesca das alles mit an. Sie wußte, daß sie nichts daran ändern konnte, und darum ertrug sie alles schweigend und geduldig. Oft sah sie ihn kaum ein paar Minuten des Tages; sogar die Mahlzeiten nahm er draußen ein, wenn er außer dem Hause malte.

Allein war sie, ganz allein, und nun hatte sie Zeit, über ihre Lage nachzudenken. Das aber durfte sie kaum mehr, denn wenn sie anfang, zu denken, überkam sie eine tiefe, wehe Traurigkeit, denn von all ihren Liebesträumen und Hoffnungen hatte sich ja fast nichts erfüllt.

Allein war sie, ganz allein, und eine bange Sehnsucht nach ihrer schönen, stillen Heimat überkam sie. Was gingen sie alle diese fremden Menschen an, die sie nicht verstand und von denen auch sie nicht verstanden wurde! Dem einen zuliebe hatte sie ja alles getan! Aber nun wandte sich auch dieser eine von ihr, ließ sie allein und einsam, sich selbst überlassen, zu Hause sitzen und vergrämen! — Zum Weinen traurig war sie oft, wenn sie über alles nachdachte. — Und sie fühlte es auch ganz deutlich, daß es etwas gab, worüber sie in letzter Linie sich nicht einig waren, was sie innerlich fremd werden ließ, was sie mehr und mehr trennte. — Vielleicht hätte eine Aussprache, ein paar liebevolle Worte schon hingereicht, alles wieder klar zu machen. Wer aber sollte diese Worte sprechen? Er tat es nicht, er nahm sich gar nicht die Mühe, ernsthaft darüber nachzudenken, er war mit seiner Sache viel zu viel beschäftigt. Sie aber, sie konnte es nicht, nein, sie konnte es nicht über sich gewinnen, bittend zu ihm zu gehen — sie fühlte, daß er ihr nicht mehr mit der gleichen, hingebenden Liebe entgegenkam, sie fühlte sich leicht vernachlässigt, — und deshalb konnte sie nicht zu ihm sprechen, ihr Stolz, ihre Selbstachtung ließ es nicht zu — da er anfang, sie zu verschmähen, konnte sie nicht kommen, sich ihm von neuem antragen, nein, das konnte sie nicht!

Was aber sollte werden? Wohin sollte das alles führen? Sie wußte es nicht. Aber mit Grausen dachte sie daran, denn besser wurde es ja nicht.

Noch immer kam Frau Doktor Selberg. Das Bild wurde und wurde nicht fertig. Mit jedem Tage entdeckte Bruno neue Linien und neue Feinheiten in dem Gesicht der schönen Frau, und immer von neuem begann er, leicht zu ändern und zu bessern.

Eines Tages aber machte er energisch Schluß, denn er merkte, daß es von dem vielen Andern nicht besser wurde.

„Das Bild ist fertig, meine Gnädigste“, erklärte er.

Neugierig trat sie zu ihm hin und betrachtete ihr Porträt.

„Nun, sind Sie zufrieden damit?“

Entzückt war sie und innig dankbar reichte sie ihm die Hand, die er galant und zärtlich küßte.

Am nächsten Tage brachte sie ihm das Honorar.

„Und als Ehrensold“, sagte sie, „gestatte ich mir, Ihnen hier diese Kleinigkeit zu überreichen; bitte, betrachten Sie es als ein Andenken an mich.“ Damit legte sie einen kleinen goldenen Lorbeerkranz in seine Hand.

Ganz sprachlos war er vor freudiger Überraschung. Und endlich blinnte er sie mit heißem Dank an, sagen konnte er noch immer nichts. Da fragte sie lächelnd: „Also macht Ihnen die kleine Überraschung wirklich Freude?“

„Ich bin direkt entzückt, meine Gnädigste!“ rief er begeistert, „das ist ja ein fürstliches Geschenk! Wie soll ich mich denn jemals dafür erkenntlich zeigen?“

Sie lächelte kokett, graziös. — „Wie sollen Sie das tun. Es ist auch gar kein Geschenk, es ist eine Anerkennung für Ihre hehre Kunst! Was Sie mir da in dem Bilde gegeben haben, das ist viel mehr wert! Wenn Sie sich aber absolut erkenntlich zeigen wollen, nun gut, dann schenken Sie mir nur dauernd Ihre Freundschaft, lassen Sie uns recht gute Freunde sein!“

„Ich bin Ihr Freund!“

Und in ehrlicher Begeisterung reichte er ihr die Hand.

Langsam legte sie ihre Hand in die seinige, und mit einem langen Blick sah sie ihn an. Dann schlug die elektrische Glode an.

Fremde Menschen kamen. Damit war die Unterredung zu Ende.

Stumm, mit innigem Grusse, ging sie von ihm. —

Eine Stunde später zeigte er seiner Frau den goldenen Vorbeerfranz. „Siehst du, wie nett die Frau ist! So sorgt sie für den Ruhm deines Mannes!“ rief er heiter.

Es sollte dies wie ein Scherz klingen, aber sie hörte doch, daß ein gut Teil Eitelkeit in dem Ton der Worte lag. Das tat ihr weh.

Als sie aber sah, wie stolz und unbändig er sich über den goldenen Kranz freute, da mußte sie an jene Zeit in Arco denken, als er noch an einem duftenden Blütenzweig, den sie ihm brachte, so herzinnige, reine Freude gefunden hatte, viel reiner, viel herzlicher als jetzt. Das tat ihr sehr weh.

Die Wintersaison begann. Kon-
sul Vertram er-
öffnete sie mit ei-
nem großen Fest,
das besonders
glanzvoll werden
sollte, denn es
sollte gewisser-
maßen die Ein-
weihung des be-
rühmten „Schn-
fuchts“-Bildes
gefeiert werden,
das jetzt, nach
Schluß der Aus-
stellung, in die
Villa Vertram
übergesiedelt war.

Eine Menge
Menschen war ge-
laden, alles, was
nur irgendwie
einen Namen von
Klang hatte, soll-
te diesmal dabei
sein. —

Als Bruno sei-
ner Frau die Ein-
ladung bei dem
Morgensaffee
zureichte, bat ihn Francesca innig und flehend: „Bitte, geh' du
allein, laß mich zu Hause.“

Er war so erstaunt darüber, daß er sie mit starrem Ernst sprach-
los anblinnte. — Vor seinem Gesichtsausdruck erschrak sie fast.

Endlich sagte er: „Das ist doch wohl nicht dein Ernst?“
Zaghaft erwiderte sie nun: „Doch, Bruno, erweise mir die
Liebe, und laß mich hier!“

Das begriff er nicht. Schon kam
der Ärger in ihm hoch, doch noch
hielt er an sich.

„Das wäre ja fast rücksichtslos,
denn gerade dieses Fest wird doch
uns zu Ehren gegeben; wie du
weißt, will der Konsul zum ersten
Male seinen Gästen das neue Bild
zeigen.“

„Und dazu muß ich dabei sein?“
Ganz ruhig fragte sie es.

(Fortsetzung folgt.)

Ein glücklicher Zufall.

Eine lustige Geschichte von Paul Bliz.
(Nachdruck verboten.)

Herr Albert Bräunlich war wie-
der einmal, wie so oft schon,
in arger Geldverlegenheit. Erregt
lief er hin und her, fuhr sich mit
der Hand durch das lodige braune
Haar und zermarterte sich das Hirn,
wie er es nur möglich machen
sollte, seinen vielen und dringenden
Verpflichtungen gerecht zu werden.

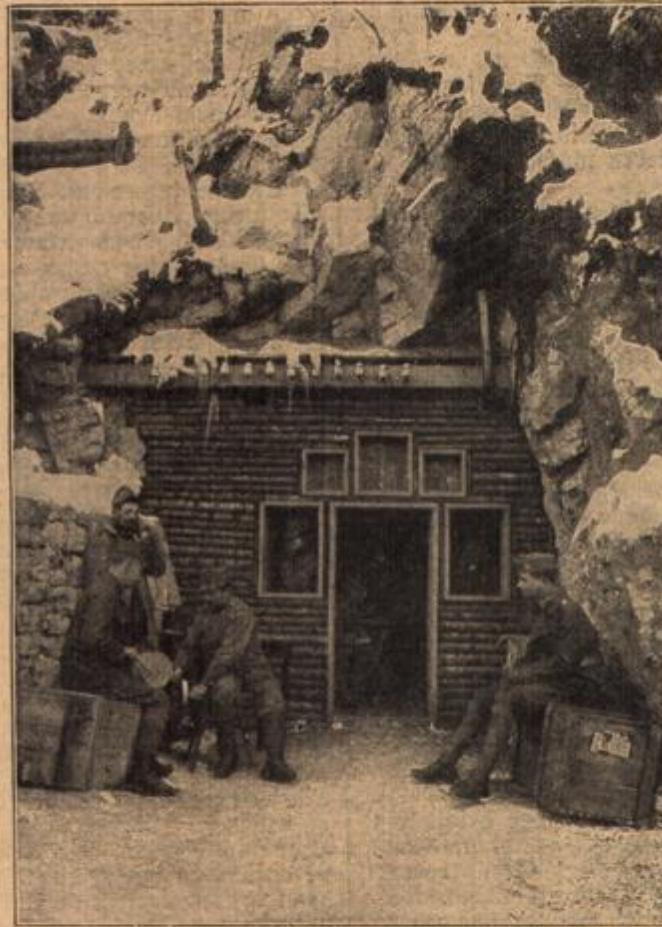
Endlich warf er sich mißmutig
auf das alte Sofa. Er wußte keinen
Rat, wie er sich diesmal Hilfe und
Beistand schaffen sollte. Und nun
lag er verärgert und verbittert da
und haderte mit dem Geschick, das
ihn so böse mißspielte.

Plötzlich griff er nach dem alten
Buche, das neben dem Sofa auf
dem Boden lag. Es war ein Band
aus der Leihbibliothek, ein verges-
sener Roman von Luise Mühlbach,
den ihm seine Wirtin aus der Buch-
handlung geholt hatte; in diesem
Buche hatte er vorher ein paar Seiten gelesen; als ihm die
Sache aber zu langweilig wurde, hatte er sich geärgert, daß er
dies törichte Buch von der Wirtin sich hatte anschaffen lassen,
und dann war
der dicke Band in
die Ecke geflogen.
Nun hob er ihn
auf, um ihn zu-
rückzuschicken.

Und eben, als
er den vergilbten
und verstaubten
Band aus der
Hand legen woll-
te, bemerkte er,
daß aus der Mitte
des Buches ein
Zettelchen her-
auslugs: halb
mechanisch zog er
das kleine Papier
hervor und las
ganz erstaunt:

„Ich bin eine
Optimistin. Ich
will meine Hoff-
nung auf einen
glücklichen Zufall
setzen. Vielleicht
findet ein junger
Mann diesen Zet-
tel, und vielleicht
hat dieser junge
Mann den Mut,
mich zu befreien.“

Ich lebe und leide unter der Tyrannei einer Tante. Ich möchte
gar zu gerne heiraten, aber ich lerne fast gar keine Männer
kennen, weil die Tante mich mit Argusaugen bewacht. Ich bin
eine „gute Partie“ und ich glaube wohl, daß ich einen Mann recht



Der Krieg in den Dolomiten: Fernsprechunterstand. (Mit Text.)



Der Krieg in den Dolomiten: Patrouille bringt einen verwundeten Kameraden zurück. (Mit Text.)

glücklich mache

Ein neuer Hi

sein. Dann ab
ihn die Naivi-
tät, die ihm
ganz echt zu
sein schien, und
da durchzuckte
ihn plötzlich
der Gedanke:
Und wenn es
nun kein Akt
sondern ernst
gemeint wäre

Nun sprang
er wie elektris-
iert auf und
eilte an den
Schreibtisch,
wo in einem
Seitenfächer
das dicke Ad-
ressbuch lag.

Mit zittern-
den Fingern
blätterte er
die Seiten um
bis er sein Ziel
erreicht hatt
— und siehe
da stand wirk-
lich schwar



Altes Stadttor und Brücke in Verdun. (Mit Text.)

glücklich machen könnte. Wenn sich also ein Mutiger findet, so



Ein neuer Ritter des Ordens „Pour le mérite“.

(Mit Text.)

möge er nur vertrauensvoll nach der Marienstraße Nr. 3 kommen und dort im Parterre nach Fräulein Lydia Ebersbach fragen; — bitte aber nur in der Zeit von zwei bis drei Uhr, weil dann die Tante schläft. Ich hoffe!“

Als nun Herr Albert Bräunlich diese Zeilen las, mußte er zunächst

trotz seiner grämlichen Stimmung lächeln über den Ull; denn etwas anderes konnte es doch nicht



Herr v. d. Büsche, Deutschlands Gesandter in Bukarest, der das deutsch-rumänische Wirtschaftsbündnis zustande brachte.

lich die Klingel zog, zitterte seine Hand so stark, daß er alle Kraft zusammennehmen mußte, um Herr der Situation zu bleiben. Ein älteres Dienstmädchen öffnete und

fragte nach seinen Wünschen.

„Ich möchte Fräulein Ebersbach sprechen, bitte, hier ist meine Karte“, sagte er so ruhig, als es ihm möglich war.

„Das junge oder das alte Fräulein?“ fragte die Magd, indem sie ihn ein wenig erstaunt musterte.

Kurz entschlossen antwortete er nur: „Fräulein Lydia Ebersbach, bitte.“

Jetzt lächelte die Magd ein wenig: „So heißen beide Damen, die Tante und die Nichte.“

„Also bitte, melden Sie mich dem jungen Fräulein und sagen Sie, bitte, ich käme von wegen des Mühlbachschen Romans.“

auf weiß zu lesen: „Lydia Ebersbach, Marienstraße 3 part.“ Nachdenklich sank er in seinen Sessel zurück. — Also es war kein Ull! Was nun? Was nun? — Alles in ihm war in Aufruhr; dies seltsame Ereignis erregte ihn derart, daß er seine kritische Lage vergaß und nur noch an die Schreiberin dieser Zeilen dachte.

Selbstverständlich mußte er hingehen! Sehr umständlich und gewählt machte er Toilette, denn er wußte aus Erfahrung, daß oftmals der erste Anblick maßgebend ist.

Um zwei Uhr trat er den Weg an. Das Herzpochte ihm wie einem Seundaner, der sein erstes Stellbichlein hat.

Als er end-



Franz, Feldgeistlicher in Felduniform, wie sie bei der Ausführung der geistlichen Pflichten im französischen Heere getragen wird.

sein. Dann aber, als er den Inhalt noch einmal durchflog, fesselte ihn die Naivität, die ihm ganz echt zu sein schien, und da durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke: Und wenn es nun kein Ull, sondern ernst gemeint wäre!

Nun sprang er wie elektrisiert auf und eilte an den Schreibtisch, wo in einem Seitensack das dicke Adressbuch lag.

Mit zitternden Fingern blätterte er die Seiten um, bis er sein Ziel erreicht hatte — und siehe, da stand wirklich schwarz



Deutsche Soldaten und Polen als Zimmerleute. Aufnahmen von Gebr. Haedel.

Er mußte warten.

Indessen sah er sich im Vorraum um und bekam den Eindruck, daß die Wohnung einen gut bürgerlichen Geschmack und solide Wohlhabenheit verriet. Dann kam die Magd zurück und sagte: „Das Fräulein läßt bitten“, wobei sie ihn in den Salon führte.

Als er eintrat und sich umsehen wollte, kam durch eine andere Tür ein junges Mädchen, das ihn erstaunt musterte, aber mit wohlgezogener Manier zum Sitzen einlud und fragte: „Darf ich erfahren, was Sie zu uns führt?“

Er sah sie an mit sicherem Blick und mit unverhelter Bewunderung, denn er fand, daß sie nicht nur jung und hübsch war, sondern daß sie auch einen Zauber echt weiblicher Anmut ausstrahlte, der ihm das Herz pochen ließ.

Endlich begann er: „Ich habe den Mählbachschen Roman ‚Aphra Behn‘ gelesen, und ich bin dem Zufall dankbar, der mir dies alte Buch in die Hände geführt hat!“

Sie aber nickte nur lächelnd und sagte nichts.

Etwas unsicher begann er wieder: „Sie sehen also, gnädiges Fräulein, daß Sie Ihr Optimismus nicht irreführt hat — es geschehen auch heute noch Wunder — man muß nur daran glauben!“

Darauf erwiderte sie lächelnd: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich verstehe nicht, worauf Sie da anspielen.“

Jetzt bekam er Mut. Mit einer eleganten und sicheren Handbewegung sagte er: „Ich bin der Mutige, gnädiges Fräulein! Und wenn ich Ihnen nicht mißfalle, so ...“ Weiter kam er aber nicht.

Denn sie erhob sich und antwortete artig, aber bestimmt: „Ich glaube, mein Herr, daß hier ein Mißverständnis vorliegt.“

„Aber nein, meine Gnädigste“, beteuerte er. „Ich habe Ihren Zettel gefunden!“

„Welchen Zettel? Ich weiß von keinem Zettel!“

„Was?“ Einen Augenblick sah er sie prüfend an, dann entgegnete er, heiter zwar, aber doch mit einiger Energie: „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das war nun nicht nett! Wenn man schon mal so etwas tut, muß man auch die Konsequenzen seiner Handlung tragen! Oder aber, wenn ich Ihnen denn absolut nicht gefalle, dann gestehen Sie es mir wenigstens offen ein, dann nehme ich meinen Hut und empfehle mich sofort wieder!“

Lächelnd antwortete sie: „Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, hier liegt ein Mißverständnis vor. Ich weiß wirklich von keinem Zettel!“

Nun wurde er mit einem Male kleinlaut: „Also hat sich jemand anders mit Ihrem Namen einen sehr schlechten Scherz erlaubt! Hier, bitte, dies Papier fand ich heute in dem alten Roman!“ wobei er ihr das Zettelchen überreichte.

Höchst erstaunt las sie, las wieder, lächelte dann und sagte endlich: „Das ist aber wirklich sehr sonderbar!“

Dann klingelte sie, und als gleich darauf die Magd erschien, gab sie ihr leise einen Auftrag.

Mit einigem Besremden hatte er ihr ganzes Gebaren mit angesehen, indessen wagte er nicht zu fragen, sondern wollte warten, wie sich das Rätsel lösen würde.

Schon in der nächsten Minute wurde die Tür geöffnet, und eine alte Dame trat ein.

„Liebe Tante“, begann das Fräulein, nachdem sie vorgestellt hatte, „dieser Herr hat heute diesen Zettel in einem alten Roman gefunden; wenn ich nicht irre, hast du das geschrieben, nicht wahr?“

Herrn Albert Bräunlich wurde es plötzlich schwarz vor den Augen, das ganze Gebäude seiner kühnen Hoffnungen sank in ein Nichts zusammen.

Inzwischen hatte die alte Dame ihre Brille aufgesetzt und las nun den Inhalt des kleinen Papiers. Dann lächelte sie mit leiser Wehmüt und sagte mit ihrer milden Stimme:

„Ja, ja, das habe ich einst geschrieben. Aber vor vierzig Jahren. Jetzt dürfte es wohl zu spät sein, mich noch zu entführen. Sie hätten das Papier früher finden müssen! Aber die alte Tante, die mich dereinst gefangen hier festhielt, ist längst begraben, und wie Sie sehen, bin ich nun selbst eine alte Tante geworden!“

Schmeichelnd kam die Nichte heran zu ihr, umfakte sie und rief: „Aber du bist mir keine Tyrannin geworden, Tanten!“

Herr Bräunlich kam sich jetzt hier überflüssig vor; er nahm seinen Hut, bat um Entschuldigung und wollte sich empfehlen.

Aber Tanten ließ ihn nicht fort; er wurde zu einer Tasse Kaffee eingeladen. Und er blieb.

Und als man erst beim Kaffee saß, wurde die Stimmung so traulich und gemütlich, daß Herr Albert Bräunlich auch noch da blieb, als längst der Kaffee ausgetrunken war.

Tanten erzählte von ihrer Jugend — wie sie einst für die Romane der Mählbach geschwärmt hatte, und wie sie in schwärmerischer Hoffnung dereinst sehnend auf den Retter gewartet hatte.

Und während Tanten so flott erzählte, beobachtete Herr Albert Bräunlich unausgesetzt das junge Fräulein, an dem er immer neue Reize entdeckte, und dem er schließlich auch ganz kühn den Hof machte.

Als er sich endlich empfahl, lud Tanten ihn ein, bald wieder zu kommen, was er denn auch sofort hocherfreut versprach; und als er fort war, fragte die alte Dame ihre Nichte, wie ihr der junge Mann gefallen habe, worauf die Kleine errötend antwortete: „Oh, ganz nett!“

Dazu lächelte Tanten stillvergnügt; bei sich aber dachte sie: Vielleicht blüht der Kleinen das Glück, auf das ich vergebens hoffte!

Und richtig! Herr Albert Bräunlich kam sehr bald wieder, und diesmal blieb er noch länger, weil er es wieder riesig gemütlich fand. Und dann wollte es der Zufall, daß sich die jungen Leute alle Tage trafen; und daß Herr Bräunlich dann stets das Fräulein nach Hause begleitete, war doch ganz selbstverständlich; ebenso selbstverständlich war es dann auch, daß Tanten bat, er möge noch ein wenig dableiben, was der galante junge Mann natürlich nie abschlagen durfte.

Und so kam es, daß man ihn nach und nach wie einen alten Freund und wie zur Familie gehörig betrachtete.

Eines Tages aber, als man wieder beim Kaffee zusammenlag, machte Tanten scheinbar ein Nickerchen, das heißt, sie schloß scheinbar wohl die Augen, schlief aber nicht — und da sah sie dann, wie die beiden jungen Leute, die sich unbeobachtet glaubten, dicht aneinanderrückten und sich küßten.

Da lächelte die alte Dame gütig, machte die Augen vollends auf und sagte: „Ich freue mich, Kinder, daß nun mein Zettel von damals noch einen guten Zweck gehabt hat!“

Und dabei legte sie die Hände der jungen Leute ineinander und drückte ihrer Nichte einen Kuß auf die Stirn.

Die Siebe höret nimmer auf!

Kriegsnovelle von Marta Jankowsk. (Nachdruck verb.)

„Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus, hell und frohgemut sang das Lied von den frischen Lippen der Jugendwehr, der die Ehre zuteil geworden war, die ins Feld ziehenden Soldaten bis zum Bahnhof zu begleiten.“

Die Töne drangen auch in die stille, kleine Straße, wo an einem Fenster ein blaßes, junges Mädchen lehnte und traurig sinnend den ferner werdenden Klängen lauschte. Wie oft — seit dem 4. August des großen heiligen Jahres 1914, an dem Karl Bertram ausgezogen — hatte sie diese Klänge gehört, die den in Sieg und Tod Ziehenden das letzte Geleit gaben. Und das bunte Bild stand wieder vor ihren Augen — die mit Blumen reichgeschmückten Soldaten und die sie begleitende Menge. Junge Bräute und Frauen gingen mitten im Zuge, Seite an Seite mit dem Liebsten — um noch bis zuletzt ihre Zugehörigkeit zu ihm zu betonen — um ihn bis zur letzten Minute besessen zu haben — ehe sie ihn dem Vaterlande abtreten mußten — vielleicht für immer.

Magda war's damals nicht vergönnt gewesen, Hand in Hand mit dem Liebsten zu gehen, nur von ferne konnte sie ihm folgen. Neben ihm — da schritt sein Vater, der stolze, reiche Handelsherr — da durfte sie, die kleine Musiklehrerin, keinen Teil haben an ihm — sie war ja nur seine heimliche Braut.

Alles war so plötzlich über die beiden gekommen. — Erst beim Abschied wurde es ihnen klar, daß nicht Jugendfreunde, gute ehemalige Spielfameraden auseinandergehen wollten, sondern zwei Menschenkinder, die sich heiß und innig liebten. Da hatte Karl mit seinem Vater gesprochen, aber dieser war hart und schroff geworden, er wollte keine Betteldirnen in sein reiches Haus, — und dann, gleich wieder weich werdend, hatte er Karl gebeten, doch nicht jetzt, wo es vielleicht für immer scheiden hieß, ein fremdes Mädchen zwischen Vater und Sohn zu stellen.

Nun war Magda zwar keine Betteldirne, aber recht arm war sie. Die kleine Pension der Mutter reichte gerade für die allerbescheidensten Ansprüche — und so gab Magda, die zu Lebzeiten ihres Vaters eine gediegene musikalische Ausbildung erhalten hatte — Klavierunterricht.

Ein Zerwürfnis mit dem sonst so gütigen Vater mochte weder Karl noch Magda jetzt herbeiführen — und so mußten sich die beiden gedulden — und heimlich Abschied voneinander nehmen. Sie waren ja beide noch jung — und der Sieg, der Sieg ihres herrlichen Volkes — der brachte wohl auch ihnen den Sieg.

Die Wangen des armen Mädchens aber wurden immer blässer. Sie wußte ja so wenig von dem Liebsten — seit zwei Monaten hatte sie keine Nachricht von ihm erhalten.

Drüben im Nachbarhause — vielleicht gar den stolzen Vater fragen — daß brachte sie nicht über sich — und so blieben ihr nur die Zeitungen.

Die Spalten mit den schwarzgeränderten Anzeigen, die den Jammer einer Welt in sich trugen, die durchflogen die armen verweinten Augen hastig und scheu — und ein tiefes Aufatmen folgte dann jedesmal — sein Name war nicht dabei — Gott schützte ihn! Und immer öfter — wie auch heute — stand Magda

am Fenster und sah hinüber nach dem Nachbarhause — als müßte ihr dieses Kunde geben von dem Fernen. —

Die Töne waren verklungen, aufseufzend wollte Magda vom Fenster zurückschreiten — da stupte sie! Die Tür des Nachbarhauses öffnete sich, und Karls Vater trat heraus — und kam mitten über die Straße — gerade auf ihr Häuschen zu. Ein heißer Schreck durchzitterte das Mädchen — was wollte der bei ihnen? Noch nie hatte der reiche Nachbar ihre Schwelle überschritten.

Nun hörte sie ihn nebenan mit der Mutter sprechen — eine Kunde brachte er wohl, eine Kunde. — Wildes Schluchzen peitschte ihren Körper, die Hände trampften sich ineinander — aber kein Gebet kam über die Lippen. Gott — dessen Vatergüte sie so fest vertraute — hatte das Unfassbare doch zugelassen. —

Man rief ihren Namen, zuerst bäumte sich alles auf in Magda — sie wollte ihn nicht sehen, den harten, stolzen Mann — und stand dann doch sofort vor ihm — er brachte ja Kunde von Karl!

Ernst und traurig schaute der alte Mann in die kindlich-weichen, süßen Züge des jungen Mädchens. Schwer wurde ihm das Reden, der Mutter gegenüber war es viel leichter gewesen.

Aber schon nach seinen ersten Worten jubelte es ihm von den zuckenden Lippen entgegen: „Er lebt, Vater — er lebt! Ich darf zu ihm, darf ihn vielleicht pflegen!“

Ehe es der alte Herr hindern konnte, hatte sie seine Hand ergriffen und küßte sie so dankbar und innig, als hätte er ihr eben ein Märchenglück verheißt. Der alte Mann seufzte tief auf: „Magda — du hast mich wohl nicht recht verstanden, blind ist Karl — blind haben sie ihn geschossen — meinen schönen, stolzen Jungen. Nun verlangt er, daß du ihm entsagen sollst, er will nicht deine frische Jugend an einen Blinden fetten.“

„Blind“ — leise zitterte das Wort von Magdas Lippen — nie mehr soll er die schöne Welt sehen, nie mehr die Sonne —

Bärtlich streichelte der Vater über das blonde Haar, er hoffte ja so viel von diesem jungen Geschöpf, würde Magda seine Hoffnungen erfüllen — und würde sie den dornenvollen Weg gehen, um seinem Jungen das Leben wieder licht zu machen? —

Da hob sie das Köpfchen. „Vater,“ flüsterten die zuckenden Lippen, „laß mich zu ihm, vielleicht hat das Leben doch noch etwas Sonne für ihn.“

Ein tiefes Dankgefühl erfaßte den alten Mann, wie unendlich beschämt fühlte er sich diesem schlüchtern Mädchen gegenüber. Dankbar faßte er Magdas Hand und führte sie über die Straße. Die Freitreppe des alten Patrizierhauses stiegen sie empor — wild begann Magdas Herz zu schlagen — Karl, war er hier — war er schon daheim?

Und dann stand sie in dem leicht verdunkelten Zimmer, durch das zitternd und scheu die Sonnenstrahlen zuckten, gleichsam als wüßten sie, daß für sie hier kein Platz sei, daß wenigstens der todblaße junge Soldat dort keinen Teil an ihnen hatte.

Wie mit tausend Schwertern schnitt es durch Magdas Seele — seine Augen, seine schönen, frohen, blauen Augen — nie mehr würden die ihr entgegenleuchten in inniger heißer Liebe. —

Teilnahmslos hob Karl Bertram den Kopf, dann lauschte er, das war ein anderer Tritt, der sein Krankenzimmer noch nicht betreten hatte, und der ihm so vertraut und heimlich klang — wie eine Erinnerung an ferne köstliche Tage. —

Und dann hatte er sie erkannt — sein Lieb, seine Magda — aber leise abwehrend hob er die Arme: „Geh, geh, Liebling, das sollte ja der Vater gerade verhindern, ich wollte dich nicht mehr sehen — ach, sehen.“ — Er schwieg. —

Aus Magdas Augen aber fielen lautlos geweihte Tropfen. Sie kniete an seiner Seite nieder, küßte seine schönen, schlanken Hände — und unaufhaltsam rieselten ihre Tränen darauf und nahmen fort Jammer und Graus — und all das Elend, das sich in seiner Seele aufgespeichert hatte und sie langsam vergiften wollte. —

Und ganz leise und heimlich fing es in seinem Innern an zu singen — von fernem, schönen Tagen, in denen es auch für ihn noch etwas Sonne geben würde, Sonne, die das Glück in seine armen, lichtlosen Augen gießen würde. —

Die Tage schwanden, der starke, kräftige Körper redete sich wie in gesunden Tagen, nur beim Gehen merkte man sein Gebrechen an dem schwankenden Gang, der aber von Tag zu Tag sicherer wurde. Auf Magdas Arm gestützt, besuchten sie alle Plätzchen, an

denen sie als Kinder getollt und gejubelt hatten. Und allmählich begann Karl Bertram wieder Lebensmut zu schöpfen — er war ja auch nicht zur Untätigkeit verdammt — die Hände, die die Taten so wunderbar zu meistern verstanden, waren ihm geblieben. Noch etwas anderes aber kam dazu und machte ihm das Leben begehrenswert — die vielen Bilder — erbarmungslosester Grausamkeit und aufopferndster Kameradschaft, wie sie ihm der Krieg täglich gezeigt hatte, formten sich zu Worten, die Magda emsig aufzeichnete. Schon früher hatte Karl geschrieben — allerhand lustige Sachen, die viel Anklang gefunden hatten, dieses Werk aber, das er mit seinem Herzblut schrieb, würde ihn den Besten anreihen.

So kam endlich der von Magda heißersehnte Tag, der sie zu seinem Weibe machen sollte. Ernst und feierlich läuteten die Gloden Magdas Hochzeitstag ein, der Himmel blaute über den beiden, die Hand in Hand zum Altar schritten. Fest und aufrecht ging der Bräutigam, kaum merklich war die Führung durch die blass, holde Braut.

Der alte Geistliche, der die beiden fast vom ersten Kinderstreu an kannte, sprach lieb und gütig zu ihnen von der Liebe, die nimmer aufhört und alles überwindet.

In selbigem Vertrauen drückte Karl Magdas Hand, als er die Verheißung hörte: Ich will dein Steden und Stab sein, ich, dein Gott — und durch mich das treue Weib an deiner Seite.

Begierbild.



Wo ist denn die Bäuerin geblieben?

Hohe Selbstüberwindung.

Graf M., einer der tapfersten unter den tapfern Krieger der polnischen Republik, war ebenso berühmt durch seine verwagene Kühnheit in den Kämpfen mit Russen und Tataren, als durch seinen aufbrausenden Zehzorn.

Mehrere blutige Zweikämpfe, zuletzt aber ein trauriger Fall, wo er, obzwar gereizt, einem Untergebenen den Kopf gewaltsam hatte, veranlaßten ihn, die Waffe für immer abzulegen und als Buße das Gewand des barmherzigen Bruders anzulegen, und nachdem er sein sämtliches Vermögen milden Stiftungen vermacht hatte, zog er in bescheidener Demut für sein Spital bettelnd umher.

In dem glänzenden Saale eines Hotels in Kiew wurde gefaselt, getanzt und hohes Spiel gespielt. An einem mit Gold

bedeckten Tische saß der junge Graf B., ein leidenschaftlicher, verwagener Spieler. Ihm nähert sich der demütige Mönch und bittet um eine milde Gabe für seine Kranken.

Der Graf, übel gelaunt, und in der Erwartung eines großen Gewinns, schenkt ihm keine Aufmerksamkeit; endlich zupft der Mönch ihn am Ärmel, wobei er seine Bitte wiederholt und erhält als Antwort eine Ohrfeige.

Da blißen die Augen des Mönchs in dunklem Feuer, es zuden die Muskeln seines gebräunten Angesichts, aber schnell gefaßt erwidert er demütig: „Das war für mich, Herr Graf, jetzt bitte ich auch um etwas für meine armen Kranken.“ Tief gerührt und beschämt entschuldigt der Graf sich und ein Geschenk von zehntausend Dukaten, welches er dem Spital verehrte, bewies, wie sehr er seine Ungebühr bereute und zu versöhnen suchte. T.

Magdelein's Klage.

Und wieder rehen die Winde,
Die wehenden über das Land.
Und wieder blüht unsre Linde,
Die alte, am Mauerrand.

Am Gartenspörtchen der Aelder
Vorschwellenden Knospen fast bricht.
Die Vergehen voll jubelnder Lieder
Steigen empor ins Licht

Es klingt das machtvolle: „Wehe!“
Des Frühlings wie lonst, wie einst.
Es ist noch die alte Erde,
Wein Herz, doch du klagst und weinst.

Ich wollte, ich könnte wandern
Dahin, wo die blaue See
Umrauscht einen Hügel in Flandern,
Wie tut mir der Leuz so weh!

Johanna Welfisch.

Unsere Bilder

Der Krieg in den Dolomiten. Weniger Raum als das Flachland bieten die Berge für den Kampf. Kleiner sind die kämpfenden Massen und gebundener an Straßen und brauchbares Gelände. In den Tälern und auf den Pässen stehen die österreichischen Sperrten, die, mit allen Mitteln moderner Technik ausgestattet, dem Sturm des Feindes widerstehen.

Gräben und Baumverhaute verschließen die Straßen, auf denen im Frieden fröhliche Menschen wanderten. Spanische Reiter hat man konstruiert, die zu zwei und zwei miteinander verbunden, als bewegliche Hindernisse getragen werden können und wie Brückengeländer zusammensetzbar sind. Sie werden rasch dahin getragen, wo man ihrer bedarf. Während im Frieden nur wenig große Straßen für den Verkehr vom Schnee einigermaßen befreit sind, handelt es sich jetzt im Kriege darum, die zahllosen Verbindungen hinter der Front ebenso sicher und verhältnismäßig bequem zu erhalten wie im Sommer. Die Truppe, die vorn am Feinde steht, verliert jede Widerstandskraft, wenn ihr nicht Lebensmittel, Munition und Kriegsmaterial aller Art zugebracht werden können. Größere Angriffe des Feindes können nur mit Erfolg abgewiesen werden, wenn die Reserven, die wie Spinnen in der Mitte eines Netzes von Stellungen sitzen, an den bedrohten Punkt mit möglichster Schnelligkeit gelangen können. Diese große Forderung nach Bewegungsmöglichkeit erzeugt eine Fülle von Arbeit, die der Laie meist gar nicht beachtet. Der Fernsprecher überwindet steile Höhen und bringt in Gedankenwinde den Willen des Führers zu den Unterführern, die Meldungen dieser an jenen. Eingebettet in die Felsen wie die Wohnungen von kleinen Erdgeistern, bieten die Fernsprekstationen oft romantischen Anblick. Das Leben und der aufreibende Dienst in diesen „Winterhäuschen“ ist aber wesentlich weniger romantisch. Groß ist die Verantwortung bei der Befehls- und Meldungsübermittlung, und wenn plötzlich die Nachbarstation nicht mehr antwortet, dann beginnt, oft in der Nacht, eine halsbrecherische Arbeit der Reparaturkommandos.

Altes Stadttor und Brücke in Verdun. Es ist nicht das erste Mal, daß die trostige Feste Verdun, am malerischen Ufer der Maas, eine hervorragende Rolle in der Geschichte spielt. Hier haben die Enkel Karls des Großen das von ihrem Großvater geschaffene Reich aufgeteilt. Dadurch sind die Grundlagen für die beiden großen kontinentalen Staatswesen, Deutschland und Frankreich, aber auch für die zukünftigen Gegensätze zwischen ihnen, gelegt worden. Während des Mittelalters spielte Verdun, obwohl durch die Macht seiner Bischöfe und den Reichtum seiner Kaufleute nach außen hin unabhängig, keine wichtige Rolle. Als Handelszentrum, an der Grenze zwischen den Fürstentümern Champagne, Lothringen, Burgund und Hennegau gelegen, hatte es vor allem Bedeutung, die es jedoch nach der Einverleibung in Frankreich unter Heinrich dem Zweiten einbüßte. Die äußerliche Zugehörigkeit Verduns zum heiligen römischen Reich „deutscher Nation“ hörte jedoch erst mit dem westfälischen Frieden auf.

Ein neuer Ritter des Ordens „Pour le mérite“. Dem Oberleutnant zur See Otto Steinbrink, Kommandant eines erfolgreichen U-Bootes, wurde vom Deutschen Kaiser der Orden „Pour le mérite“ verliehen.



Aus der guten alten Zeit.

„Signallicht! Bregelmäßig, du Hehl, warum bläst du denn alleweil?“
„Ed — i werd' wohl blase könne wann i will, 's lacht ja mei Signaltrumpete!“

dem dort stationierten Fährmann besprach, und hatte, als der Vorgekehrte ihm den Rücken zulehnte, seine Information aus der gleichen Quelle geschöpft. Da war es freilich keine Kunst, eine Entfernung richtig abzuschätzen!

Gemeinnütziges

Rindfleisch mit Sardellen. Hierzu läßt sich Suppenfleisch gut verwerten. Man schneidet es in nette Scheiben, legt sie in eine Kasserolle, fügt drei bis vier gepuhte, gehackte Sardellen, sowie einige Löffel saure Sahne darüber und läßt alles etwa eine Viertelstunde gut kochen.

Beim Spargelstechen wird häufig der Fehler gemacht, daß die Pfeifen, die nicht stark genug sind, einfach stehen bleiben und vorzeitig ins Kraut schießen. Hierdurch begünstigen wir aber nur das Auftreten von Schädlingen und schmälern den Ertrag. Daher soll alles gestochen werden.

Melonen gewinnen bedeutend an Wohlgeschmack, wenn die Sonne sie allseitig beschienen kann. Man wendet sie deshalb wohl des öfteren. Da eine bisher der Sonne noch nicht ausgesetzt gewesene Stelle der Frucht bei Vollsonne Brandflecken bekommen kann, gibt man der Frucht leichten Schatten und gewöhnt sie allmählich an das Licht.

Wird die weiße Rübe als Hauptgewächs angebaut, so kann sie bis Ende Juni ausgeät werden. Die Drillreihen sollen 35–40 Zentimeter Entfernung haben, der Same ist 1½ Zentimeter unterzubringen.

Wenn ineinandergesetzte Gläser fest zusammenhaften, fülle man kaltes Wasser in das innere Glas und halte das äußere in warmes Wasser. Man kann die Gläser dann leicht trennen.

Spedig gewordene Zuckerrübe büßt man mit einer Flüssigkeit ab, die man durch Zusatz von einem Eßlöffel Spiritus und einem halben Teelöffel Salmiakgeist zu einem Liter Wasser gewinnt. Nach dem Bürsten wird der Stoff mit reinem Wasser nachgebürstet und zum Trocknen aufgehängt.

Chilseiselpeter darf nicht auf nasse Pflanzen gestreut werden, da er ätzend wirkt.

Für Gewürzkräuter, insbesondere Estragon, ist die Vermehrung durch Teilung die geeignetste. Man hat beobachtet, daß die durch Ausfaat gewonnenen im Aroma weniger gut sind.

Salat von Brunnenkresse. Die Kresse wird sauber verlesen und gewaschen und mit Öl, Essig, Salz und Pfeffer vermischt. Man kann aber auch von ein paar hartgekochten Eidotteln, Essig, Öl, Salz und Pfeffer eine Sauce rühren und die Kresse darunter mischen.

Attemnot bei Lungen- und Herzleiden äußert sich durch blaue Gesichtsfarbe und blaue Lippen. Die Patienten bekommen durch Aufhängen Erleichterung. Oft nützen auch heiße Handbäder oder warme Fußwädel. Auch Senfpapier, feucht etwa 10 Minuten lang auf die Brust gelegt, tut gute Dienste.

Allerlei

Schnell verwerdetes Können. Als Lord Nelson, der Sieger von Abukir und von Trafalgar, noch ein schlichter Kapitän zur See war, hatte er unter seinem Schiffspersonal einen Schreiber, der linkschändig war. Eines Tages schaute Nelson ihm bei seiner Arbeit zu und äußerte: „Ich kann durchaus nicht begreifen, wie Sie es anstellen, mit der linken Hand zu schreiben.“ — Der Schreiber war ein entgegenkommender Mann, er weichte seinen Kapitän in die Geheimnisse des Linkschreibens ein, und dieser, der sich dafür interessierte, machte sich die Kunst zu eigen und übte sie fleißig. — Es war, als wenn eine Vorahnung ihn dazu getrieben hätte. Denn nicht lange darauf, in einem Gefecht bei Santa Cruz, der Hauptstadt von Teneriffa, verlor er den rechten Arm. Dank jener vorher erworbenen Fähigkeit war der tapfere Mann imstande, eine Stunde nach der Amputation seines Armes in einem eigenhändigen, mit der linken Hand geschriebenen Briefe dem Lord St. Vincent, seinem obersten Chef, ausführlich über das Ereignis zu berichten.

Keine Kunst! Während der preussische General von Blomberg in Stettin seine Garnison hatte, war es sein ständiges Vergnügen, die ihm unterstellten Offiziere zur Abschätzung von Entfernungen anzuhalten. Einmal stand er mit seinem Stabe am Ufer der Oder und fragte die Offiziere eines gewissen Regiments, für wie breit sie den Strom an einer bestimmten Stelle hielten. Der Oberst schätzte ihn auf 800 Fuß, der Oberleutnant stimmte ihm zu, der Hauptmann riet etwas mehr, die Leutnants etwas weniger; keiner aber traf das genaue Maß. Nur der jüngste Leutnant hatte seine Ansicht noch nicht zum besten gegeben. Jetzt trat er vor, grüßte und sagte: „Ich weiß, Excellenz, der Fluß ist an jener Stelle 623 Fuß 11 Zoll breit.“ — Der General war sehr überrascht, denn die Schätzung des jungen Mannes stimmte auf den Zoll mit der Wirklichkeit überein. „Wie sind Sie zu diesem Resultat gekommen?“ fragte er ihn wohlwollend. — „Ich habe auch den Fährmann gefragt, Excellenz“, antwortete der jugendliche Fänger des Mars zum unendlichen Vergnügen seiner Kameraden ganz harmlos. Er hatte mitangesehen, wie der gestrenge Herr General, ehe er die von allen mit schwüler Sorge erwartete Frage stellte, sich mit

Scharade.

Ich „er“ zu mir ge-
kommen.
Werd ich von ihm ge-
nommen,
War oft mit einem
Streiche
Aus meinem nassen
Reiche.

Julius Fald.

Auslaubrätzel.

Lilie,
Gartenlaube,
Epaminondas,
Valentin,
Münster,
Eiland.

Aus jedem obigen
Worte ist eine Silbe
ausgelauben und aus
ihnen ein patriotisches
Sprichwort zusam-
menzustellen.

W. Schafisch.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Gemach, gemacht. — Der Scharade: Wetter, Was, Wetterglad.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und heraus-
gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.